

30.01.2010

Was wollen wir dort?

Man muss die Menschen lieben – auch wenn es manchmal schwerfällt. Das sagte einst Mutter Theresa zu dem jungen Arzt Reinhard Erös. Seine Liebe zu den Menschen beweist der ehemalige Bundeswehrarzt seit Jahren in Afghanistan. Deshalb erzählt er auch, was in diesem geschundenen Land aus seiner Sicht falsch läuft. Mit ihm sprach Susanne Keeding.

Herr Erös, Sie waren bereits von 1985 bis 1990 in Afghanistan und nun sind Sie seit 2001 dort. Wie hat sich die Situation verändert?

Von 1985 bis Ende 1990 war ich als Arzt «illegal» in den Bergdörfern des sowjetisch besetzten Kriegsgebiets Ost-Afghanistan tätig. Für die Sowjets waren wir feindliche Spione. 90 Prozent meiner afghanischen Freunde haben diese Jahre nicht überlebt. Heute finde ich ein vorwiegend friedliches Umfeld vor. Ich kann mich fast überall frei bewegen, einkaufen, in den Teehäusern sitzen und offen reden.

Jetzt ist dort kein Krieg?

Auf 70 Prozent des Territoriums finden kaum Gefechte statt, dort herrscht brutale Armut, aber kein Krieg. In großen Städten, etwa in Masar-i-Sharif, kann man sich frei bewegen wie in Frankfurt. Im paschtunischen Osten, wo wir arbeiten, muss man ein bisschen mehr aufpassen. Fast nur dort, wo ausländische Soldaten unterwegs sind, wird geschossen. Da herrschen tatsächlich kriegsähnliche Zustände. Die Sowjets haben tausende Dörfer mit Napalm bombardiert, damals kamen 1,6 Millionen Afghanen ums Leben: Heute kommen pro Jahr «nur» 2000 Afghanen ums Leben. Man kann die 80er Jahre und heute nicht vergleichen

Von unseren Politikern hören wir, der zivile Wiederaufbau muss militärisch abgesichert werden. Es klingt, als ob sie eine andere Erfahrung machen?

Die Sicherheit ist bedroht, wo westlichen Soldaten auftreten. Die Aufständischen haben das Ziel, die ausländischen Truppen aus dem Land zu vertreiben. Deshalb kämpfen sie gegen diese und die mit ihnen kollaborierenden Afghanen und westlichen Helfer. Wir arbeiten daher bewusst nicht mit den Militärs zusammen. Bei uns sind es die US-Truppen. Die Soldaten dürfen sich unseren Projekten nicht nähern, nicht dabei sein, wenn wir eine Schule eröffnen. Das wissen auch die Aufständischen. Unser Schutz ist die enge freundschaftliche, auf gleicher Augenhöhe befindliche Zusammenarbeit mit der Bevölkerung, den Dorfältesten, Bürgermeistern und den Mullahs, den religiösen Führern.

Auf der Afghanistan-Konferenz in London wurde erneut eine neue Strategie beschlossen. Wie erleben die Afghanen diese Konferenzen?

Es ist der 7. oder 8. sogenannte Strategiewechsel. Tatsächlich ist weder eine Strategie noch ein Wechsel entschieden worden Strategie ist die Beschreibung einer aller Lebensbereiche umfassenden Vorgehensweise zur Erreichung eines vorher definierten Zieles.

London hat erneut nicht definiert, auf welches zivile Niveau wir Afghanistan aufbauen und welches Sicherheitsziel wir erreichen möchten. Will man Afghanistan zu

einem «kleinen Deutschland» aufbauen, oder geben wir uns mit dem Niveau von z.B. Somalia zufrieden? Wollen wir, dass fünfzig Prozent der Kinder Oberschulen besuchen und studieren können? Das würde noch hundert Jahre dauern. Strategisch: Wie viele Anschläge darf es noch geben, bevor wir abziehen ?

Wir haben – bildlich gesprochen – dem Patienten den Bauch aufgeschnitten und nicht vorher definiert, was wir operativ entfernen müssen, was wir dort reparieren müssen, wann wir den Bauch wieder zunähen und der Chirurg sich entfernen kann.

Von afghanischer offizieller Seite hört man immer, wie wichtig es ist, dass der Westen im Land bleibt...

Das fordern die «Eliten», die der Westen in den vergangenen acht Jahren gehätschelt hat. Ca. 35 Milliarden Dollar Entwicklungshilfe wurde bislang ins Land gebracht, das meiste gelangte in die Taschen weniger Tausend; z.B. ehemaliger Warlords, cleverer Geschäftsleute, Politiker etc. Und diese investieren nicht einmal im eigenen Land, sondern transferieren das Geld ins Ausland, z.B. in die Arabischen Emirate. Dort ist es – so sagen sie mir ganz offen – wenigstens sicher. Sicher vor den Taliban, die in einigen Jahren das Land eh wieder regieren werden. Der einfache Afghane ging leer aus.

Aber wie können wir das Land stabilisieren?

Wir müssen es den Afghanen überlassen, wie sie ihr Land gestalten wollen, welches politische und gesellschaftliche System sie für lebenswert halten. Hilfe zur Selbsthilfe muss die Strategie werden. Nach 1945 haben die Deutschen das zerstörte Deutschland doch auch selbst aufgebaut. Wir bekamen von außen nur das Werkzeug. Und das hätte der Westen ab 2002 auch in Afghanistan machen sollen. Stattdessen sind wir mit immer mehr Soldaten rein, um auch noch den letzten Taleb zu finden. Von 2001 bis 2005 hat der Westen schlicht gepennt.

Wir haben Kabul zu einem hübsch-hässlichen typischen Dritte Welt Moloch entwickelt. Die ländliche Bevölkerung wurde «übersehen». Doch 80 Prozent der Afghanen leben nun mal auf dem Land. Bei ihnen haben es die Taliban ab 2004 geschafft, immer einflussreicher zu werden. Sie haben zu den Bauern gesagt: Schaut mal, was der Westen macht. Bei Euch in den Dörfern wirft er Bomben und in Kabul füttert er die Eliten. Deshalb haben die Taliban heute wieder eine Bedeutung, die sie selbst in der Hochzeit ihres Regimes nicht hatten.

Was wäre der richtige Ansatz?

Afghanistan ist ein Vielvölkerstaat, mit sich häufig widersprechenden Partikularinteressen. Der Atomstaat Pakistan hat ein hohes regionales Sicherheitsinteresse an Afghanistan, vor allem wegen Kaschmir. Iran fühlt sich von den Nato-Truppen an seiner Ostgrenze bedroht. China drängt an die reichen Bodenschätze. Die USA befürchten eine Rückkehr islamistischer Terrorausbildungslager. Saudi Arabien investiert Millionen in die Ausbreitung radikaler wahhabitischer Koranschulen. Nur mit einer Sicherheitskonferenz aller betroffenen Staaten unter Führung der UN sind diese Probleme zu lösen.

Innenpolitisch muss dringend das Drogenproblem gelöst und die Korruption beendet werden. In beiden Feldern ist Afghanistan «Weltmeister». Mit einem auf die militärische Komponente fixierten Strategie-Ansatz werden wir scheitern.

Deutschland hat sich dafür eingesetzt, mehr für die Ausbildung der Polizei zu tun. Ist das besser?

Afghanistan muss mittelfristig seine Sicherheit selbst in die Hand nehmen. Dafür benötigt es externe Ausbildungshilfe. Die Krux ist bislang, dass wir zu wenige Polizisten sehr unterschiedlich und meist schlecht ausgebildet, ausgerüstet und bezahlt haben. Die Deutschen bilden Polizisten nach deutschem Maßstab aus, die Amerikaner wollen militärisch orientierte Polizisten, die Taliban bekämpfen. Deshalb ist Polizist in Afghanistan der gefährlichste Beruf in der ganzen Welt geworden. Wenn ich in unseren Schulen Abiturienten frage, wer will zur Polizei gehen, dann lachen die nur: «Zur Polizei gehen nur Doofe oder Kriminelle!» Die Polizei ist bei der Bevölkerung wegen ihrer Korruption verhasst und wegen ihrer Brutalität gefürchtet. Wenn sie bei uns an der Grenze Polizeichef werden wollen, müssen sie in Kabul 150 000 Dollar hinlegen – und das Geld müssen sie wieder reinholen. Von ihren 300 Dollar, die sie als Polizeichef kriegen, refinanzieren sie das nicht.

Dann haben Familien, die Opium anbauen, bestimmt ein großes Interesse, einen Polizeichef zu haben?

Ja. Oder umgekehrt. Man sucht sich als Polizeichef natürlich Gegenden aus, wo man Geld verdient. Das ist dort, wo Mohn angebaut wird oder Zedernholz oder Lapislazuli geschmuggelt wird. Der Westen schickt jetzt mehr Ausbilder, ohne an der Qualität der Polizei selbst etwas zu ändern.

Sie bereiten deutsche Polizisten auf ihren Einsatz in Afghanistan vor. Was sagen sie denen?

Ich bereite sie darauf vor, was sie in dem Land erwartet: Extreme Klimaverhältnisse, ungewohntes Essen, Menschen mit anderen Wertvorstellungen. Ich bereite sie auf die Jahrtausende alte Kultur vor, die sich von der westlichen sehr deutlich unterscheidet. Ich sage Ihnen aber auch, dass sie einen Vorschuss haben. Deutschland hat ein sehr hohes Ansehen.

Ihre Kinderhilfe Afghanistan ist an der Grenze zu Pakistan aktiv. Wie müssen wir uns das Leben dort vorstellen?

Die Familien leben von der Hand in den Mund. Sie müssen jeden Tag darum kämpfen, dass sie und ihre Kinder physisch überleben. 60 Prozent sind unterernährt, 80 Prozent haben kein Trinkwasser. Da läuft die Frau morgens eineinhalb Stunden zu einer Quelle. Der Mann arbeitet 15 Stunden auf dem Feld.

Sie bauen Schulen, Krankenhäuser oder Waisenhäuser – scheinbar problemlos. Was machen Sie richtig, was andere falsch machen?

Ich bin einer der ihnen. Viele Helfer dort leben westlich und zahlen für ihre Häuser in Kabul 20 000 Dollar im Monat. Die Afghanen verdienen am Tag zwei Dollar und erleben die Ausländer als Millionäre.

Wir implementieren Projekte nur mit Zustimmung der Einheimischen. Die Afghanen bauen «unsere» Schulen. Wir beschäftigen keine ausländischen Baufirmen und keine ausländischen hoch bezahlten Spezialisten, die mit ihren 70 000 Euro teuren Geländewagen dahin fahren und in Hochsicherheitscamps wohnen. Wir arbeiten mit unseren afghanischen Freunden auf Augenhöhe. Unsere Arbeit ist langfristig und persönlich angelegt. Die Afghanen haben eine personenbezogene Kultur, keine

funktionsbezogene. Vertrauen ist das wichtigste Kapital.

Man hört immer wieder, dass es nicht gern gesehen wird, wenn Mädchen in die Schule gehen?

Die Eltern haben – wie bei uns – nichts dagegen, sondern sie drängen sogar danach, weil sie mitgekriegt haben, dass das Land nicht vorwärts kommt, wenn die Hälfte der Bevölkerung ungebildet bleibt. Innerhalb der Taliban gibt es natürlich eine Einstellung, dass Mädchen nicht zur Schule gehen sollen. Wir sprechen mit ihnen darüber. Wenn sie mit völlig Ungebildeten, und das sind die Taliban, darüber reden, können sie davon ausgehen, dass sie wenig Ahnung davon haben, was Bildung bedeutet. Da benötigt man einen langen Atem.

Wie viel Rückhalt haben gewaltbereite Islamisten?

Die Taliban sind keine internationalen Terroristen, El Kaida dagegen schon. Wir müssen das trennen. Taliban sind einfache Paschtunenbuben, die auf extrem radikale Koranschulen gegangen sind und dort zu Intoleranz und Brutalität erzogen wurden. Der aggressive saudi-arabische Islam der Taliban war vor 1979 in Afghanistan nicht vorhanden. Der klassische afghanische Islam ist eher introvertiert, tolerant, gastlich, geprägt vom Suffismus.

Erst als die Sowjets einmarschierten und die Leute mitbekamen, die wollen uns den Islam und damit unsere kulturelle Identität nehmen, sind sie extremer geworden.

Kann man noch an den Islam vor 1979 anknüpfen?

Jeder Afghane, der älter als 40 ist, kennt den alten Islam noch. Und die Kinder, müssen diesen Islam wieder erlernen und erfahren. Man muss dafür sorgen, dass der primitive, rigide Islam eingedämmt wird. Hier müssen wir auf die Saudis einwirken. Darüber wurde in London leider nicht gesprochen. Wenn man in Pakistan neben jede radikale Koranschule eine säkulare Schule bauen würde, würde das so viel kosten wie ein halbes Jahr des Isaf-Einsatzes. Der Taliban-Bewegung das Wasser abzugraben geht nur über gute säkulare Schulen, in denen die Kinder – wie in den Koranschulen – kostenlos gepflegt, eingekleidet und untergebracht werden.

Nahezu die Hälfte der afghanischen Bevölkerung ist unter 15 Jahre alt. Da könnte man durchaus einwirken. . .

Es gehen längst nicht so viele Kinder in die Schule, wie die Politik behauptet. Schule allein reicht auch nicht, die Kinder brauchen eine Berufsausbildung, eine Perspektive. Wenn sie diese positive Perspektive haben, kommen die auch nicht auf die Idee, Taleb zu werden. Taliban, in den Augen der meisten Afghanen brutale, dumme, religiöse Spinner, haben kein hohes Ansehen. Sie bekommen Zulauf, weil es keine andere Perspektive gibt.

Ist ein Abzugstermin kontraproduktiv?

Unsere Politik ist zu ungeduldig und kurzatmig. Die Afghanen sagen: Ihr habt die Uhren, wir haben die Zeit. Wenn wir jetzt aufhören, Afghanistan zu unterstützen,

werden nicht nur die Afghanen die Verlierer sein.

© 2010 Frankfurter Neue Presse